

## Lob des Desertierens

**In der imperialen Logik gilt Fahnenflucht als Ausdruck von Feigheit, stellt sie doch die Grammatik des Kriegs grundsätzlich in Frage. In der Logik des Lebens ist die Desertion hingegen eine folgerichtige Antwort auf die Gräueltaten des Kriegs. Erinnerungen an einen mutigen Vorfahren.**

von Matthias Fersterer

»Erzähl uns vom Krieg!«, forderten mich meine beiden Kinder eines Abends auf. Dass gar nicht weit von uns entfernt, in der Ukraine, gerade Krieg ist, dass in unserem Land vor einem Menschenleben Krieg war und auch sonst vor unserer Haustür immer wieder Krieg wütete – all das beschäftigt sie sehr. »Der Krieg«, so sinnierte ich, »ist das Schlimmste überhaupt, und ich hoffe sehr, dass wir ihn nie erleben müssen.« Ich besorgte uns ein von einschlägigen Quellen empfohlenes Bilderbuch zum Thema. Es handelt von zwei Hasenkindern, die nicht mehr miteinander spielen durften, weil der Krieg gekommen war, und von einem Hasenpapa, der in den Krieg gezogen war und verstümmelt zurückkehrte. Die Moral der Geschichte ist, dass der Krieg immer da sei. Er schlafe nur hin und wieder ein, und dann müsse man sehr leise sein, um ihn nicht aufzuwecken. – Wie bitte?! Ich war sprachlos, und ärgerte mich darüber, dass ich das Buch nicht zuvor gelesen hatte. Meine damals fünfjährige Tochter sah mich mit großen Augen an, während ihr damals neunjähriger Bruder in nachdrückliche Worte fasste, was ihr Blick sagte: »Dieses Buch hat mir große Angst gemacht. Ich möchte das nie wieder hören!« Sie hatten natürlich recht. Das ist grundfalsch. Der Krieg war nicht immer da, muss nicht immer da sein und wird nicht immer dagewesen sein. Davon bin ich überzeugt. Es gibt Hinweise auf lange währende Friedenszeiten in der Menschheitsgeschichte. Was wohl immer da sein wird, das sind die Konflikte zwischen den Menschen, ebenso wie die vielfältigen Weisen, darauf zu antworten – monströse wie friedliche, direkte wie vermittelnde, laute wie leise.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Siehe etwa *Oya* 70/2022, »Muster des Friedensschaffens«, S. 61ff.

Mir fiel ein Begebnis ein, von dem mir Lara Mallien (1973–2023) einmal erzählt hatte: Auf die Frage, warum es die sorbische Kultur heute noch gäbe, antwortete Thomas Tschornack, der damalige Bürgermeister der sorbischen Gemeinde Nebelschütz: »Weil unsere Großmütter die jungen Männer davon abgehalten haben, in den Krieg zu ziehen.«

Genau, das war die Antwort: »Der Krieg wird erst aufhören, wenn Großmütter und Großväter, Mütter und Väter die jungen Männer davon abhalten, in den Krieg zu ziehen«, resümierte ich. »Und was ist mit denen, die schon im Krieg sind?«, fragten die Kinder. »Die sollten am besten die Beine in die Hand nehmen und um ihr Leben laufen – so wie mein Großonkel und euer Urgroßonkel Matthias, nach dem ich benannt wurde.« Und so erzählte ich den beiden die Geschichte von Matthias Schwaiger (1916–1957), so wie mein Vater sie mir in meiner Kindheit oft erzählt hatte.<sup>2</sup>

Es muss im Sommer 1944 gewesen sein, als der Gefreite Matthias Schwaiger beim Rücktransport vom Heimaturlaub aus einem in Salzburg-Hagenau anfahrenen Militärzug, der ihn an die Ostfront hätte bringen sollen, desertierte. Im Zug verblieb sein vier Jahre älterer Bruder Hans, der eigentlich mit ihm hatte fliehen wollen, jedoch im letzten Moment vom Mut verlassen wurde. Diesen einen Moment habe ich mir oft vorgestellt: Die Entscheidung war gefällt, und dann gab es kein Zurück mehr. Der eine sprang, der andere blieb. Ein dritter Bruder war zuvor, im Januar 1943, in Stalingrad gefallen.

Der eine sprang also, und er trug seine Uniform, den gepackten Soldatenrucksack und sein Dienstgewehr bei sich. Blieb sein Absprung diesseits und jenseits des Zugs weitgehend unbemerkt oder folgten ihm Schreie, Schüsse und Hundegebell? Rollte er sich ab und rannte um sein Leben? Oder duckte er sich, wie ich es mir meist vorstelle, in eine Mulde, hinter ein Mäuerchen oder einen Baum, und verharrte dort reglos, bis der Zug seinem Gesichtsfeld entschwunden war, um dann lautlos in die Dunkelheit davonzuhuschen? War es überhaupt Nacht oder war es Tag? All das kann ich nicht wissen. Alles, was ich weiß, habe ich aus Gesprächen mit meinem Vater, Franz Fersterer, und dieser wiederum aus Erzählungen erster oder zweiter Hand erfahren. Das Wenige, das ich sicher weiß, ist immerhin genug, um einige entscheidende Stationen aus dem Leben meines Großonkels zu erzählen, die wiederum mich in meinem Leben geprägt haben.

<sup>2</sup> Eine Kurzfassung dieser Geschichte habe ich in *Oya* 42/2017, »Es lebe die Lassenskraft«, S. 34 f., erzählt. Dort hatte sich beim Datum der Desertion ein Fehler eingeschlichen.

Matthias Schwaiger entstammte einer Bauernfamilie aus dem Salzburger Pinzgau mit insgesamt sechs Söhnen und sechs Töchtern, eine davon war meine Großmutter Theresia »Thresl« Fersterer. Eine ihrer Kusinen war sogar eine Bekanntheit, nämlich die Opernsängerin Rosl Schwaiger (1918–1970). Matthias wuchs auf dem Neuhaushof in der auf rund 750 Metern über Null gelegenen Stadtgemeinde Saalfelden am Steinernen Meer auf. Wie im österreichischen und süddeutschen Raum noch heute üblich, verwendeten Bauernfamilien damals im Alltag nicht ihren bürgerlichen Familiennamen, sondern den Hofnamen. Mein Großonkel war also als Neuhaus-Hias bekannt, weshalb ich ihn fortan H. nennen werde.

**»I kennat scho a boa so Löcher«**

Die achtzig Kilometer zwischen Salzburg und Saalfelden hat H. wohl zu Fuß zurückgelegt. Sich von einem Pferdefuhrwerk oder Kraftwagen mitnehmen zu lassen, wäre zu riskant gewesen. Die Strecke vom Salzburger Flachgau in den Pinzgau bin ich selbst ein paar Mal mit dem Auto gefahren, auf dem Weg nach Hinterthal, jenem gut 1000 Meter hoch gelegenen Dorf am Fuß des Hochkönigs, wo meine Großeltern 1940 den Gruberhof gepachtet hatten. Mein Vater verbrachte dort die ersten sieben Jahre seines Lebens, bevor die Familie 1953 ins Tal zog. Heute ist die Straße dorthin durchweg geteert, früher führte das letzte Stück Wegs von Saalfelden nach Hinterthal über einen geschotterten Weg zwischen teils steilen Berghängen. Heute gibt es dort kaum noch Gehöfte, dafür umso mehr Hotels, Skipisten und, am Rand Saalfeldens, Gewerbeflächen.

H. wird die Dörfer, die Straßen und die Höfe gemieden und stattdessen die Bergroute genommen haben. So kam es, dass H.s Schwester Thresl, meine Großmutter, später erzählte, in jener Zeit habe sie einen Mann oberhalb des Hofes aus dem Tal hinaus in Richtung des Dorfs Maria Alm gehen gesehen, der sei ihr grad so wie der Hias vorgekommen. Auf dem Hof meiner Großeltern kehrte er nicht ein, wohl der Kinder wegen, die kaum in der Lage gewesen wären, sein Geheimnis bei sich zu behalten. H. ist wahrscheinlich zum elterlichen Neuhaushof weitergegangen, wo er vor seiner Einberufung als Knecht tätig gewesen war. Gewiss ist, dass er seine Schwester Anna »Andel« Deutinger per Brief kontaktierte und fragte, ob sie nicht ein Versteck in den Bergen wisse. Sie antwortete ihm »I kennat scho a boa so Löcher« – »Das eine oder andere Loch wüsste ich schon«. Als die Gestapo Andel später verhörte und auf den Schriftwechsel ansprach,

gab sie vor, der genannte Unterschlupf wäre für die *Impen* (Bienen) gedacht gewesen, die H. sich vor dem Krieg habe anschaffen wollen. Eine Weile konnte H. sich in einem Heustadel bei Andel versteckt halten. Diese erzählte ihrer Tochter Anna später, dass sie diejenigen ihrer Geschwister beneidet hätte, die nichts von H.s Verbleib gewusst hätten. Außer ihr waren nur sein Bruder Josef »Sepp« Schwaiger und später auch meine Großeltern, seine Schwester Thresl und deren Mann Nikolaus Fersterer, eingeweiht.

Im Umfeld der Höfe und Dörfer konnte H. keinesfalls bleiben. Längst waren Gendarmerie und Gestapo auf seiner Spur. Also stieg er im Herbst hinauf zu der zum Neuhaushof gehörenden, auf über 1600 Metern gelegenen Neuhausalm. Tagsüber konnte er nicht heizen, weil ihn der aufsteigende Rauch verraten hätte. Sein fünfzehn Jahre älterer Bruder Sepp, der den elterlichen Hof übernommen hatte, versorgte ihn mit Essen. Als Bauer war er nicht eingezogen worden. Wie mögen die beiden die Essensübergabe organisiert haben? Haben sie sich unterhalb der Baumgrenze im dunklen Fichtenwald zu einer vereinbarten Stunde getroffen? Waren die Lebensmittel an einem bestimmten Platz hinterlegt worden? Oder sollte Sepp es sogar gewagt haben, bis zur Alm aufzusteigen?

**»Ois a lebendiger kriagn die mi nimma«**

H. jedenfalls verbrachte einen schneereichen Hochgebirgswinter auf der Neuhausalm. Wie mag er seine Tage und Nächte dort oben ohne eine andere Menschenseele zugebracht haben? Wie mag er mit der ständigen Angst vor Entdeckung umgegangen sein? Tagsüber besserte H. die vielen Weidezäune aus und hoffte, durch die Klopferäusche nicht auf sich aufmerksam zu machen. Wie er später erzählte, habe er stets sein Dienstgewehr und die grimmige Gewissheit bei sich getragen: »Ois a lebendiger kriagn die mi nimma« – »Lebendig werden sie mich nicht zu fassen kriegen«. Dachte er dabei an seinen in Stalingrad umgekommenen Bruder Franz? Was wusste H. von den Landschaften der Zerstörung und den Hunderttausende Tote zählenden Leichenbergen aus Zivilisten sowie Soldaten der Roten Armee und der Wehrmacht, die sich in und um die Stadt Stalingrad zwischen den Schutthäufen und den Gerippen einstiger Häuser türmten? Was wusste er über die massenhafte Tötung von jüdischen Menschen, von Roma und Sinti sowie von anderen durch die Nationalsozialisten verfolgten Gruppen in den Konzentrationslagern der sogenannten Ostmark und anderswo im Deutschen Reich? Welche Gewalttaten hatte er bei



*Die Neuhausalm (1640 m.ü. NN) im Ortsteil Hintermoos der Gemeinde Maria Alm am Steinernen Meer als Postkartenmotiv. Mein Großonkel Matthias Schwaiger hatte sich dort vom Herbst 1944 bis zum Frühjahr 1945 versteckt gehalten und war unentdeckt geblieben.*

seinem früheren Einsatz an der russischen Ostfront verübt, welche hatte er selbst erfahren? Litt er unter den Nachwirkungen der Verletzung, die er sich in Russland infolge einer Granatendetonation zugezogen hatte und die ihn kurzzeitig hatte ertauben lassen? Was mag ihm durch den Kopf gegangen sein, wenn er nachts in den Sternenhimmel blickte oder abends auf die Salzburger Schieferalpen, die das Licht der untergehenden Sonne zurückwarfen? War er in den Momenten, in denen er nicht unter Todesangst fürchtete, entdeckt zu werden, schlichtweg dankbar dafür, dass er durch eine Reihe glücklicher Fügungen dem organisierten Töten und Getötetwerden entkommen war, auch wenn ebendieses Glück ihn nun das Leben hätte kosten können?

H. blieb unentdeckt. Nach Kriegsende, im Mai 1945, meldete er sich bei der Gendarmerie in Saalfelden. Etwas später nahm er, in einer Ironie des Schicksals, die ihm damals vermutlich nicht bewusst gewesen war, einen Posten als Gutsverwalter in der Gemeinde Goldegg im Pongau an. Dort nämlich waren im Herbst 1943 sechs junge Männer desertiert und konnten sich zunächst dank der Unterstützung der Bevölkerung in den Bergen versteckt halten. Erst bei einer großangelegten Razzia durch die SS im Juli 1944 wurden die Deserteure gefasst, vierzehn teils unbeteiligte Menschen erschossen und vierzig Menschen ins Konzentrationslager Mauthausen deportiert. Nach dem Krieg setzten ehemalige NS-Funktionäre eine infame Lüge in die Welt, die eine Umkehr der Opfer-Täter-Verhältnisse darstellte: Die gesamte Gemeinde Goldegg sei – der Deserteure wegen – von der Deportation bedroht gewesen und nur Fürsprache bei hochrangigen Parteimitgliedern habe dies verhindern können. Noch bis 2018 wurden die Goldegger Deserteure in der offiziellen Gemeindechronik als »Landplage« diffamiert.<sup>3</sup> Wie mag es H. mit seiner eigenen Geschichte an jenem Ort ergangen sein? Wagte er es angesichts der Verleumdungen gegen die Deserteure überhaupt, von seiner eigenen Desertion zu erzählen? Oder hatte diese sich ohnehin längst herumgesprochen und machte auch ihn zur Zielscheibe von Hohn und Anfeindung?

### Spätes Glück und früher Tod

Mitte der Fünfzigerjahre heirateten H. und seine Verlobte Anni. Es folgten zwei Kinder. Im Frühsommer 1957 erhielt er dann die Diagnose, dass er an Leukämie erkrankt sei und noch drei Monate zu leben habe. Seine Schwester Thresl und sein Patenkind Franz, mein Vater, besuchten ihn zu Beginn der Sommerferien im Spital Schwarzach-St. Veit. Die beiden waren erstaunt, zu hören, dass just zur selben Zeit auch H.s Frau dort lag und soeben Zwillinge entbunden hatte. Im Oktober desselben Jahres starb Matthias Schwaiger einundvierzigjährig. Seine Witwe Anni erzog die vier gemeinsamen Kinder allein. Sein Bruder Hans, der im Zug Verbliebene, lebte bis in sein sechsundneunzigstes Jahr hinein als angesehener Bürger in Bruck an der Großglocknerstraße, wo er 2008 friedlich einschlief.

Nachdem ich meinen Kindern von diesen Geschehnissen erzählt hatte, forderten sie mich in den darauffolgenden Tagen und Wochen wieder und wieder auf, sie ihnen noch einmal vorzutragen: »Erzähl,

<sup>3</sup> »Der Verein der Freunde des Deserteurdenkmals in Goldegg – Plattform für regionale Erinnerungskultur« setzt sich für eine Rehabilitierung der Deserteure und eine geschichtliche Aufarbeitung ein: [goldeggerdeserteure.at](http://goldeggerdeserteure.at)

Die Schriftstellerin Hanna Sukare hat in ihrem Roman *Schwedenreiter* (Otto Müller Verlag 2018) die Ereignisse um die Goldegger Deserteure in Geschichte und Gegenwart literarisch bearbeitet.

<sup>4</sup> Thomas Geldmacher, »Auf Nimmerwiedersehen! Fahnenflucht, unerlaubte Entfernung und das Problem, die Tatbestände auseinanderzuhalten«, in: Walter Manoschek (Hrsg.), *Opfer der NS-Militärjustiz. Urteilspraxis – Strafvollzug – Entschädigungspolitik in Österreich* (Mandelbaum 2003), S. 133–194.

wie unser Verwandter aus dem Zug gesprungen ist!« Diese bemerkenswerte Geschichte, mit der ich großgeworden bin, wird nun auch zu einem Teil ihrer Geschichte. Während ich sie wieder und wieder erzählte und weiter in mir bewegte, kamen mir Fragen: Woher hatte H. den Mut genommen, der seinem Bruder im entscheidenden Moment gefehlt hatte? Was genau waren die Motive, die ihn – ebenso wie insgesamt rund 400 000<sup>4</sup> weitere Wehrmachtssoldaten – zum Desertieren bewogen hatten? Woher hatten die Menschen, die ihn schützten, ihren Mut und ihre Standhaftigkeit genommen? Warum war es H. nicht vergönnt gewesen, mit seinen Kindern und seiner Frau alt zu werden? War sein Mut somit vergebens gewesen? Vergebens, woran gemessen? Auf die meisten dieser Fragen habe ich keine eindeutige Antwort. Stattdessen übe ich mich in Dankbarkeit dafür, dass mir mein Großonkel durch sein Leben und mein Vater durch seine Erzählung davon ein Beispiel für echten Mut schenkten, in das ich hineinleben versuche und das ich nun wiederum weiterschenken darf.

Durch das eigentümliche Band der Verwandtschaft und durch die Praktik des Geschichtenerzählens waren die wechselhaften Erlebnisse eines Menschen, den ich persönlich nie getroffen habe, seit jeher auch ein Teil meiner Biografie. Dass ich mir heute überhaupt ein Bild von meinem Großonkel machen kann, verdanke ich zwei undatierten passbildgroßen Schwarzweißfotografien: Die eine zeigt ihn winters vor dem Neuhaushof im Armeemantel mit versteinerner Miene auf einem Pferdeschlitten neben seinem Bruder Sepp sitzend. Sie sind auf dem Weg zum Fronttransport. Die andere Fotografie ist ein Soldatenportrait. Sein in die Ferne schweifender weicher Blick, der auf mich zugleich resigniert, suchend und unverrückbar gefasst wirkt, und seine kernig markante Kinnpartie schienen mir aus irgendeinem Grund immer im Widerspruch zu der Uniform und dem Stahlhelm zu stehen, die er auf dem Foto trägt.

Manchmal frage ich mich, warum ich mich eigentlich nicht auf Matthias Schwaiger berief, als ich, gerade noch nicht achtzehnjährig, an der schriftlichen Begründung meiner Militärdienstverweigerung schrieb. Das wäre nämlich ehrlich gewesen: »Wenn ihr mich einzieht, dann werde ich all meinen Mut, der euch als Feigheit gilt, zusammennehmen und desertieren.« Stattdessen schrieb ich, was die Beratungsstelle für Wehrdienstverweigerung empfohlen hatte, und wurde ohne Gewissensprüfung fraglos zum Zivildienst durchgewunken. Wenn ich aber H. als Vorbild genannt hätte, hätte man mich dann auch zu seinen Motiven befragt? Lange war es nämlich in



*Matthias Schwaiger (1916 – 1957) im Soldatenmantel auf dem Pferdeschlitten neben seinem Bruder Sepp sitzend.*

der Rechtsprechung - wenn es etwa um Versorgungsansprüche von Kriegswitwen und -waisen ging - entscheidend, ob das unerlaubte Fernbleiben eines Soldaten aus »Gewissensgründen« oder aus »Feigheit vor dem Feind« erfolgt war. Was genau aber wäre der Unterschied? Und wäre einer, der sich und die Seinen schützen und andere nicht töten will, dieser Unterscheidung zufolge feige, mutig oder seinem Gewissen verpflichtet? Solche Fragen gewinnen an Relevanz in Zeiten, in denen Rufe laut werden, die ausgesetzte Wehrpflicht in Deutschland in einen »Neuen Wehrdienst« zu überführen.

Im Zweifelsfall würde ich meinen Großonkel als einen Menschen beschreiben, der das Menschsein über jede Ideologie stellte. Mehr noch, in meiner Vorstellung, und das ist alles, was ich von ihm habe, hat er dort oben in diesem einen Winter bei den Bussarden, Dohlen und Gämsen, bei den Latschenkiefern, Bartflechten und Laubmoosen, den Frieden gelebt, alle Tage. Derart eingebetteten Frieden und unheroischen Mut dürften wir und unsere Kinder bitter nötig haben, jetzt und in den Zeiten, die da noch kommen mögen.